

Die Begründung
des
Deutschen Reiches
durch
Wilhelm I.

Erster Band.



Heinrich v. Seydel.
geb. zu Düsseldorf 2. November 1817

Die Begründung
des
Deutschen Reiches
durch
Wilhelm I.

Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten
von
Heinrich von Sybel

Dritte Auflage der Volksausgabe

Erster Band

Rerum cognoscere causas



München und Berlin 1913
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

Alle Rechte vorbehalten

Papier von Bohnenberger & Cie., liefern

Dem Andenken

Kaiser Wilhelm's I.

in Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Vorrede

zur vierten, revidirten Auflage.

Es sind nur wenige Worte, die ich in dieser Auflage zur Erläuterung ihres Titels vorausszuschicken habe.

Eine genaue Durchsicht und freundliche Winke wohlwollender Leser haben mich auf eine Anzahl kleiner Irrthümer aufmerksam gemacht, Druckfehler, Schreibfehler, Flüchtigkeitsfehler; diese sind jetzt, wie ich hoffe, sämmtlich verbessert.

Sodann sind mir für die beiden ersten Bände in den letzten Jahren verschiedene Actenstücke zugänglich geworden, die ich früher gar nicht oder nur unvollständig hatte benutzen können; es sind dies die im Berliner Kriegsministerium beruhenden Acten über die Entstehung der preussischen Armee-reform von 1860, aus welchen das absolut entscheidende Verdienst des Kriegsministers von Bonin und seiner Gehülfen um das große Werk unwiderleglich hervorgeht, sodann die Correspondenz Julius Fröbel's mit den österreichischen Ministern Grafen Rechberg und Herrn von Schmerling (von Fröbel vor Jahren dem preussischen Geh. Staatsarchiv überwiesen, und neuerlich in seiner Autobiographie ausgiebig benutzt), welche den Beweis liefert, daß weder Graf Blome

noch Graf Bixthum, sondern eben Julius Fröbel den Anstoß zu dem Frankfurter Fürstentag von 1863 gegeben hat, endlich die in demselben Jahr zwischen König Wilhelm I. und Kaiser Alexander II. gewechselten Briefe über den polnischen Aufstand und einen Krieg gegen Oesterreich, deren Inhalt ich schon früher kennen gelernt, den Wortlaut aber bisher nicht gesehen hatte.

Im Übrigen habe ich trotz einiger polemischer Recensionen keine Veranlassung gehabt, an der Darstellung der Thatfachen und ihrer politischen Beurtheilung eine irgend erhebliche Änderung vorzunehmen.

Im Sommer 1892.

Vorrede

zur ersten Auflage.

Nachdem ich in meiner Geschichte der „Revolutionszeit 1789 bis 1800“ den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geschildert hatte, konnte mir nach den großen Ereignissen von 1866 und 1870 kein Wunsch näher liegen, als jetzt auch die Wiedergeburt des deutschen Reiches nach den authentischen Quellen darzustellen. Es war natürlich, daß die Ausführung eines solchen Planes lange Zeit aus politischen Gründen unthunlich blieb. Nachdem aber Fürst Bismarck die Veröffentlichung seiner Frankfurter Berichte und Briefe gestattet hatte, war ich so glücklich, von ihm unter dem 19. März 1881 die Erlaubniß zu erhalten, behufs Herausgabe einer historischen Arbeit über Preussische Geschichte in den Jahren 1850 bis 1870 die Bestände der Staatsarchive, sowie die Registratur des Auswärtigen Amtes zu benutzen.

Hier bot sich nun eine kaum absehbare Fülle des trefflichsten Materials der Verwerthung dar: ministerielle Erlasse und Berichte der Gesandten, Sitzungs- und Conferenzprotokolle, Telegramme und Correspondenzen aller Art, zahlreiche Noten und Depeschen der fremden Mächte, wichtige Kammerverhandlungen und Zeitungsausschnitte, das Alles

wohlgeordnet in langen Reihen von mehreren hundert Actenconvoluten. Erwünschte Ergänzungen lieferten weiterhin die Acten des Staatsministeriums, des Großen Generalstabs, mündliche Mittheilungen der an den Ereignissen mitwirkenden oder ihnen nahestehenden Personen, sowie für die gegnerische Politik die alten Archive von Hannover, Kurhessen und Nassau. Es war damit für den größten Theil meiner Arbeit die Möglichkeit gegeben, nach den Documenten selbst, welche im Gange der preußischen Action erwachsen waren oder denselben bestimmt hatten, die Geschichte jener Jahrzehnte zu schreiben. Auf das Genaueste ließ sich jede Wendung der preußischen Politik, in den entscheidenden Krisen oft Tag für Tag, ja zuweilen Stunde für Stunde verfolgen. Ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß nach so zahllosen unvollständigen, halbahren oder unahren Darstellungen hier ein treues und umfassendes Bild der preußischen Bestrebungen gegeben wird. Man wird überrascht sein, wie viele bedeutende Momente in diesem Zusammenhange zum ersten Male an das Licht treten oder doch in neuer Beleuchtung erscheinen.

Um die Benützung anderer Archive habe ich mich aus dem einfachen Grunde nicht bemüht, daß für die Gewährung eines solchen Gesuchs nicht die mindeste Aussicht vorhanden war. Mit Freude würde ich für jede weitere Belehrung und specielle Berichtigung dankbar sein, wenn, wie es bei meiner Geschichte der Revolutionszeit geschehen, das Erscheinen dieses Buches auf andern Seiten archivalische Mittheilungen und damit eine Erweiterung unserer historischen Kenntniß veranlaßte.

An keiner Stelle des Buches habe ich meine preußischen und nationalliberalen Überzeugungen zu verläugnen gesucht. Jedoch wird man, wie ich hoffe, mein Streben nicht verkennen, die im eignen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurtheilen, oder mit

andern Worten, die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen. Die Kämpfe von 1866 waren nicht ein willkürlich gemachtes Ergebniß persönlicher Leidenschaften: sie entsprangen vielmehr aus dem unvermeidlichen Conflict alter durch Jahrhunderte herangewachsener Rechte mit den immer stärker drängenden nationalen Bedürfnissen. Der hiedurch erzeugte Krankheitszustand wurde zuletzt unerträglich, und nur eine heftige Krisis konnte die dauernde Genesung herbeiführen. Zum Heile Deutschlands ist diese Genesung erreicht worden. Die Gegner von 1866 sind nicht bloß versöhnt, sondern in fester Bundesfreundschaft zuverlässiger geeinigt als in irgend einer frühern Periode. Die Zeit des alten Bundestags liegt hinter uns, ein abgeschlossenes Stück unserer geschichtlichen Vergangenheit. Über Königgrätz können wir ebenso unbefangen reden, wie über Kollin und Leuthen.

Mein lebhaftester Wunsch wäre erfüllt, wenn es mir gelungen wäre, diesen Standpunkt der Auffassung in jedem Worte des Buches erkennbar zu machen. Dann würde die nähere Veranschaulichung der Krankheit und der Krisis nur zur Kräftigung der gewonnenen Gesundheit und Eintracht dienen können.

Die beiden jetzt ausgegebenen Bände führen die Erzählung bis zum Beginn des letzten dänischen Kriegs; die zunächst folgenden, welche bis zur Entstehung des norddeutschen Bundes reichen, werden im Laufe des kommenden Jahres veröffentlicht werden. Einen bestimmten Termin für den Abschluß des ganzen Werkes vermag ich heute noch nicht anzugeben, jedoch werde ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, ihn zu beschleunigen.

Berlin im October 1889.

Heinrich von Sybel.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorrede	VII
Erstes Buch. Rückblicke	1
I. Älteste Zeit	3
II. Österreich und Preußen	10
III. Fremdherrschaft und Befreiungskrieg	20
IV. Erste Jahre des Bundestags	36
V. Einwirkung der Julirevolution	55
VI. Friedrich Wilhelm IV.	72
 Zweites Buch. Erster Versuch der deutschen Einheit	 93
Erstes Capitel. Die Märzrevolution	95
Beginn der Bewegung in den kleineren Staaten S. 97. Revolution in Wien S. 99. Gährung in Berlin S. 101. Die Berliner Märztagc S. 103. Nationale Pläne des Königs S. 105. Der Versuch mißlingt S. 107. Wahlgesetz für ein deutsches Parlament S. 109.	
Zweites Capitel. Die Parteien	110
Das Vorparlament S. 111. Rebellion in Baden und Posen S. 113. Niederwerfung der Aufstände S. 115. Dahlmann's Verfassungsentwurf S. 117. Ansicht des Prinzen von Preußen S. 119. Entwurf Friedrich Wilhelm's IV. S. 121. Haltung Österreichs S. 123.	

	Seite
Drittes Capitel. Nationalversammlung und Reichs- verweiser	124
Befinnung der Mehrheit S. 125. Heinrich v. Gagern S. 127. Gagern für einen Reichsverweiser S. 129. Wachsende Aus- sicht für einen Reichsverweiser S. 131. Antrag auf Abschaffung des Bundestags S. 133. Gesetz vom 28. Juni S. 135. Anerkennung Johann's durch die Regierungen S. 137. Erstes Auftreten Johann's S. 139.	
Viertes Capitel. Verwicklungen	141
Aufschub des Verfassungswerkes S. 143. Rudolf Camp- hausen S. 145. Gegensatz zwischen Gagern und Camphausen S. 147. Ablehnung des preussischen Antrags S. 149. Ver- handlung der Grundrechte S. 151. Polendebatte S. 153. Republikanische Rüstungen S. 155.	
Drittes Buch. Scheitern des Einheitswerkes . . .	157
Erstes Capitel. Schleswig-Holstein	159
Sendung Wilbenbruch's S. 161. Ausbruch des Kriegs S. 163. Stellung der Großmächte S. 165. Graf Pourtales in Malmö S. 167. Waffenstillstands-Verhandlungen S. 169. Neue Verhandlung S. 171. Folgen des Malmöer Vertrages S. 173. Entrüstung der Nationalversammlung S. 175. Republikanischer Aufstand S. 177. Sinken des Ansehens der Nationalversamm- lung S. 179.	
Zweites Capitel. Die Nationalversammlung und die Mächte	180
Die ersten Artikel der Reichsverfassung S. 181. Kompetenz der künftigen Reichsgewalt S. 183. Preussischer Minister- wechsel S. 185. Bruch mit der Volksvertretung S. 187. Zusammengehen zwischen Bayern und Württemberg S. 189. Gagern in Berlin S. 191. Thronwechsel und Ministerwechsel in Oesterreich S. 193. Parlamentsbeschlüsse über die Reichs- gewalt S. 195. Projecte der deutschen Großmächte S. 197. Denkschrift Friedrich Wilhelm's IV. S. 199. Schwarzenberg's Marginalien S. 201. Fortsetzung der Denkschrift S. 203. Schwarzenberg und die Denkschrift S. 205.	

	Seite
Drittes Capitel. Die Frage des Reichsoberhauptes	206
Bagern's Programm S. 207. Trostlose Spaltungen in der Nationalversammlung S. 209. Österreichische Anträge in Berlin S. 211. Preussische Circularnote vom 23. Januar S. 213. Aufschub der zweiten Lesung der Reichsverfassung S. 215. Das Reichswahlgesetz S. 217.	
Viertes Capitel. Die Katastrophe	219
Welder's Antrag S. 221. Coalition der Centren und der Fraction Simon S. 223. Schwanken des Königs S. 225. Antwort des Königs an die Kaiserdeputation S. 227. Weitere Schritte Österreichs und Preußens S. 229. Unterhandlung des Herrn von Bederath S. 231. Preußens definitive Ablehnung der Reichsverfassung S. 233. Ausgang der Nationalversammlung S. 235.	
Viertes Buch. Die preussische Union	237
Erstes Capitel. Das Dreikönigsbündniß	239
General vonadowitz S. 241. Preussische Vorschläge an Österreich S. 243. Ablehnung der Vorschläge durch Österreich S. 245. Bundesstatut und Verfassungsentwurf vom 26. Mai S. 247. Der badische Aufstand S. 249. Die Preußen in Süddeutschland S. 251. Niederwerfung des badischen Aufstandes S. 253. Unterwerfung Ungarns S. 255. Streit über die Berufung des Reichstags S. 257. Abfall Hannovers und Sachsens S. 259.	
Zweites Capitel. Der Gegenbund	260
Schwarzenberg's Pläne S. 261. Das Vierkönigsbündniß S. 263. Die Parteien in Preußen S. 265. Die Frage über die Enbloc-Annahme der Verfassung S. 267. Verhandlungen zwischen Berlin und Wien S. 269. Österreichs Antrag auf Herstellung des Bundestags S. 271. Haltung des Königs S. 273. Berliner Fürstentag S. 275.	
Drittes Capitel. Russische Einwirkung	277
Dänemark beginnt den Krieg wieder S. 279. Friedenspräliminarien S. 281. Rüstungen S. 283. Kaiser Nikolaus S. 285. Prinz Wilhelm und Schwarzenberg S. 287. Weitere Verathung des dänischen Friedens S. 289. Louis Napoleon's Äußerungen S. 291. Der Friede mit Dänemark S. 293.	

	Seite
Viertes Capitel. Die Krisis	295
Ablehnung des österreichischen Vorschlags durch Preußen S. 297. Zwiespalt im preußischen Cabinet S. 299. Radowicz beantragt verstärkte Rüstung S. 301. Verstimmung des Zaren gegen Oesterreich S. 303. Herstellung des österreichisch-russischen Einverständnisses S. 305. Kurhessischer Verfassungskstreit S. 307. Hassensprung S. 309. Antrag auf Bundesexecution in Kurhessen S. 311. Stellung Preußens S. 313. Weiderseitige Rüstungen S. 315. Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau S. 317.	

Erstes Buch.
Rückblicke.

I.

Wir wissen ungefähr, wann die Deutschen in ihre heutigen Wohnsitze gelangt und damit in das Culturleben Europas eingetreten sind: wann eine deutsche Nation als politisches Gemeinwesen zu leben und zu wirken begonnen hat, ist nicht so leicht zu sagen.

In den ältesten Zeiten erscheint bei den Deutschen keine Spur eines nationalen Bewußtseins. Die einzelnen kleinen Völkerschaften stehen bald freundlich, bald feindlich zu einander, zerlegen sich in ihre Bestandtheile oder vereinen sich für den Augenblick zu größeren Massen, verschmelzen dabei mit Stammverwandten oder mit Stammfremden, und gehen wieder auseinander, wie eben die äußeren Umstände es mit sich bringen. Festen Bestand haben nur die engsten Verbände, das Geschlecht, die Gemeinde, das Gefolge, wo im täglichen Zusammenleben das gemeinsame Interesse, die Gemeinschaft des Bluts und des Geschicks sich ununterbrochen der sinnlichen Wahrnehmung aufdrängt. Es sind starke, eigenwillige Naturen, die nur mit ihres Gleichen sich vertragen, und sich von der kleinsten Verschiedenheit ebenso abgestoßen fühlen wie von der größten. Halten sie einmal in Masse zusammen, so sind sie jedem Widersacher überlegen, aber wie Tacitus haben alle späteren Gegner von ihnen sagen können: ein Glück, daß sie stets unter einander hadern. So sind sie Particularisten von Natur: das nationale Bewußtsein erscheint bei ihnen erst als Erzeugniß der fortschreitenden Bildung. Es war so in der ältesten Zeit, und ist so auf allen Stufen unseres geschichtlichen Lebens geblieben. Ein langer pädagogischer Proceß, auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete, war erforderlich, ehe den Deutschen die Bildung eines deutschen Nationalstaats gelang.

Wie hat sich nun dieser Bildungsproceß für das deutsche Volk gestaltet? Wie haben Staat und Religion, Litteratur und Volkswirthschaft auf seine Heranbildung zur Nation eingewirkt?

Man kann es sich nicht verbergen: so ungünstig wie möglich.

Wir lassen hier völlig dahingestellt, ob der historische Verlauf in andern Beziehungen nützlich, nöthig, unvermeidlich war; wir stellen nur die Thatfache fest, daß er auf weite Zeitstrecken hinaus die politische Constatuirung einer deutschen Nation gehindert hat.

Daß auf ein Jahrtausend für den Bildungsgang der Deutschen entscheidende Ereigniß war ihr Eintritt in das römische Reich und die römische Kirche. Hier bildeten sie stattliche Monarchien und lernten die Bedeutung großer Gemeinwesen kennen. Aber wenn ihre frühern Verbände nur geringe Partikeln des deutschen Volkes umfaßt hatten, so reichten die jetzigen weit über die Schranken irgend eines Volksthum hinaus. Die kleinen Gaue und Sippschaften der alten Zeit wurden nicht Bestandtheile eines Nationalstaats, sondern eines Weltreichs und einer Weltkirche. Wie einst dem Cäsar Augustus, so diente später Karl dem Großen ein Gemenge der verschiedensten Stämme, alle Germanen des Festlandes, aber auch romanisirte Gallier, Spanier, Italiener, und dazu noch slavische und avarische Völkchen. Diese Herrschaft erhob weiter nach ihrem Bunde mit dem römischen Papstthum den Anspruch, den ganzen Erdkreis dem christlichen Glauben und die ganze Christenheit den Geboten des Kaisers und des Papstes zu unterwerfen. Nicht ein deutsches Gesamtgefühl für Franken und Sachsen, Schwaben und Bayern sollte geschaffen, sondern im Gegentheil jede nationale Eigenthümlichkeit in dem christlichen Weltgedanken aufgelöst werden.

Mit Recht hat man gesagt: dieses Reich war noch nicht Staat. Es war mehr und weniger als ein Staat. Es war mehr, denn es war Staat und Kirche zugleich, ein Gottesreich unter zwei Häuptern, einem kriegerischen und einem priesterlichen Monarchen. Es war weniger, denn in dem Eifer für immer weitere Eroberung und für immer festere Rechtgläubigkeit schrumpften ihm das Interesse und die Mittel für die elementaren Aufgaben der Politik zusammen. Es überließ die wichtigsten Pflichten des Staates, seine Thätigkeit in der Rechtspflege, der Verwaltung, dem Heerwesen, in stets wachsendem Maaße localen Machthabern oder Gemeinden.

So geschah es, daß inmitten einer Herrschaft, welche das ganze Abendland zu umspannen suchte, das alte germanische Sonderthum, der ausschließliche Sinn für die nächste Genossenschaft, das Aufgehen in der Besonderheit der Gemeinde oder des Lehensverbandes, wieder zu voller, lebenskräftiger Entfaltung gebieh.

Der Contrast zwischen der engen Begrenzung des realen Daseins und der Schrankenlosigkeit der politisch-kirchlichen Ideale konnte nicht schärfer sein.

Allerdings, das karolingische Weltreich löste sich auf, und seine deutschen Herzogthümer vereinten sich, sei es durch die Zufälligkeit königlicher Erbtheilungen, sei es in Folge eines unbewußten Wirkens der nationalen Verwandtschaft, zu einer deutschen Monarchie. Kaum aber war dies geschehen, so nahm der sächsische Otto die universalen Gedanken des großen Karl wieder auf: die Schutzbogtei über die römische Weltkirche, mithin die Ergreifung der römischen Kaiserkrone und den Anspruch auf die Oberhoheit in aller Christenheit. Drei gewaltige Kaiserdynastien setzten ihre ganze Energie an die Erreichung dieses Ziels, und die momentanen Erfolge des ersten Otto, des dritten Heinrich, des ersten Friedrich haben die Bewunderung aller nachlebenden Geschlechter an die mächtigen Gestalten dieser eisernen Eroberer gefesselt. Aber fast noch schneller als zur Zeit der Karolinger stürzte jedesmal das stolze, auf lockerem Fundament errichtete Gebäude zusammen. Denn auch sie mußten die momentane Dienstwilligkeit ihrer Fürsten durch immer weitere Verleihung politischer Herrenrechte und damit immer weitere Schwächung der Monarchie erkaufen. Zugleich aber brach im Mittelpunkt des Systems der vernichtende Zwiespalt zwischen den beiden Hälften, zwischen Papst und Kaiser, aus. Die geistlichen und weltlichen Magnaten nahmen hüben und drüben Partei; während zwei Jahrhunderten erschütterte der durch Rom entzündete Bürgerkrieg Deutschland und Italien. Es war also kein Wunder, daß Deutschland immer gleichgültiger gegen die Herrscherpläne seiner Kaiser wurde, und die letzten Staufer fast nur noch mit italienischen Anhängern den Kampf gegen das Papstthum fortführten. Man weiß, in welch' erschütternden Katastrophen sie endlich unterlagen. Der Sieg des geistlichen Weltmonarchen schien vollständig. Damals wurde das Wort gesprochen: alle großen Reiche müssen in Vierfürstenthümer zerfällt werden, damit der gekrönte Priester über sie alle regiere.

Es war begreiflich, daß während dieser langen innern Kriege, die sich zuletzt in zahllose Localfehden zersplitterten, das Bewußtsein der nationalen Gemeinsamkeit zu keiner Entwicklung gelangte. Norddeutsche und Süddeutsche standen sich fremd, wie zwei Völker verschiedenen Stammes gegenüber. Die großen Ritter- und Minnedichtungen der Schwaben und Bayern blieben im Norden, das Thiermärchen der Niederdeutschen blieb im Süden unverständlich. Der kräftig sich entwickelnde levantinische Handel lag ebenso ausschließlich in der Hand der Oberdeutschen, wie die heranwachsende Macht der Hanse im Besitze der niederdeutschen Städte. Nur auf einem wichtigen Gebiete gelang damals ein erfolgreiches Zusammenwirken aller deutschen Stämme, in den großen Colonisationen des Ostens.

Längst war die bayerische Ostmark, das spätere Erzherzogthum Österreich, germanisirt; jetzt folgten, durch die fremden Landesherren selbst herbeigerufen und begünstigt, von der abgeneigten einheimischen Bevölkerung oft beneidet und beseindet, deutsche Niederlassungen in Böhmen und Mähren, in Schlesien und Siebenbürgen. Noch gründlicher aber war im Ostseegebiete die Ausbreitung deutschen Wesens durch erobernden Kampf mit Slaven und Prutenen, unter fortgesetzter Betheiligung aller deutschen Stämme. Flanderer, Westfalen, Niedersachsen ergossen sich in die brandenburger Marken, nach Medlenburg und Pommern; zur Eroberung Preußens sammelte der deutsche Orden sächsische und schwäbische, thüringer und fränkische Edelleute, welchen bald ein entsprechender Zuzug von Bürgern und Bauern folgte. Die frühern Einwohner wurden entweder im Kriege vernichtet oder durch das Übergewicht der Einwanderung aufgesogen. Hier gab es keine Stammesbesonderheiten mehr, hier war einfach deutsches Volk und deutsches Land. Während in der alten Heimath die politische Zersplitterung immer weiter anwuchs, zwang hier in den Colonien der stets von Außen und Innen drohende Kriegszustand zum Zusammenhalten weiterer Gebiete und zur Bildung stärkerer Staatsgewalt.

So bedeutend aber diese Erfolge auch waren, Alles blieb unsicher, so lange der Nation die Herstellung einer geordneten Verfassung für die Gesamtheit des Reiches nicht gelang. Hiemit jedoch sah es übel aus. Von der alten Kaiserthum über die ganze Christenheit war keine Rede mehr; Rudolf von Habsburg

und seine beiden Nachfolger waren deutsche Könige ohne den Prunk des inhaltlos gewordenen Kaisertitels, und von schwachem Gehalte blieb dieser Titel auch, als ihn die spätern Regenten wieder zu führen unternahmen. Nicht bloß in Italien und Burgund, in Ungarn und Polen war es mit der deutschen Herrschaft vorbei: auch in Deutschland selbst war die königliche Macht zu tiefer Schwäche herabgebracht und der Eigenwilligkeit ihrer fürstlichen Vasallen nicht mehr Meister. Die großen Häuser der Habsburger, Wittelsbacher und Luxemburger stritten um die Suprematie; jeder Reichsstand suchte seine Rechte und Besitzungen auf Kosten seiner Nachbarn oder Unterthanen auszudehnen; das 14. und 15. Jahrhundert war für Deutschland die Zeit einer allgemeinen, nur für kurze Pausen unterbrochenen Anarchie. Die Kraft und der Eifer der Nation erschöpfte sich in der Gründung und Erweiterung der kleinern oder größern Herrschaften und Gemeinden, in welche, mehr als dreihundert an der Zahl, der deutsche Boden allmählich zerfiel. Hier zeigte es sich, was es für ein großes Volk bedeutet, wenn die Staatsgewalt, der Quell der Macht und des Rechts, nur noch auf solchen kleinen Bodensplittern zur Erscheinung kommt. Daß die Herren dieser Territorien durch ihre unaufhörlichen Fehden den materiellen Wohlstand zerstörten, war noch das geringere Übel: auch im Innern jeder Landschaft herrschte bei der Schwäche der Reichsregierung das Recht des Stärkern. Der Fürst, der Klerus, der Adel theilten sich in die Macht und in den Besitz; die kleinern Städte verloren ihre selbständige Stellung, weit und breit im Reiche versanken die freien Bauern unter das Joch der Hörigkeit. Nach außen aber vermochte das zerrissene Reich auf keiner Seite seine Grenzen gegen die Nachbarn zu decken. Ost- und Westpreußen ging an die Übermacht Polens verloren; Schleswig-Holstein nahm freiwillig den Dänenkönig zum Herrn an; die nördlichen Provinzen geriethen sämmtlich unter die Herrschaft des französischen Hauses Burgund, und die Schweizer Eidgenossen gehörten nur noch dem Namen nach zum Reich. Mehrere Menschenalter hindurch, unter Karl IV. und seinen Söhnen, wie unter deren habsburgischen Nachfolgern blieben alle Versuche, dem Übel zu steuern und das Reich zu constituiren, ohne bleibende Wirkung. Erst zur Zeit Kaiser Max's I. schien sich eine bessere Zukunft zu eröffnen. Unter unendlichem Mühsal gelang es damals, trotz jähem Widerstrebens des Kaisers, eine Reihe

ständischer Einrichtungen von umfassender Bedeutung in das Leben zu rufen, ein Reichsgericht, eine Organisation der Reichskreise, ein Reichssteuergesetz, ein ständisches Reichsregiment. Auf dem so gewonnenen Grunde hätte sich ohne Zweifel die feste politische Form für ein großes nationales Leben entwickeln lassen, zumal auch schon für einen großen und fruchtbaren Inhalt dieses Lebens gesorgt war. Die Arbeit der Humanisten auf Steigerung der geistigen Kräfte an der neu eröffneten Quelle des klassischen Alterthums hatte weite Kreise in Bewegung gesetzt, und die kühne Forderung Luther's auf eine Reform der verweltlichten Kirche erfüllte dann alle deutschen Gaue mit zusammenstimmender religiöser Begeisterung, während er für seine Bibelübersetzung eine Sprache erschuf, welche den Niederdeutschen ebenso verständlich wie den Oberdeutschen war, und fortan ein offenkundiger Ausdruck der nationalen Gleichartigkeit blieb. Wir haben hier nicht zu prüfen, ob die mittelalterliche oder die neugestaltete Kirche ihren Bekennern die bessere Anwartschaft auf die himmlische Seligkeit gibt: für unsere Frage aber treten zwei irdische Thatfachen mit un widersprechlicher Deutlichkeit hervor. Es war eine überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes, nach römischem Zeugniß über sieben Zehntel, die sich dem gewaltigen Reformator angeschlossen. Sodann war bis dahin der Papst nicht bloß der höchste Richter über Glaubenssachen gewesen; er bezog auch aus Deutschland colossale Abgaben, lenkte eine allgegenwärtige Gerichtsbarkeit, entschied über die Besetzung zahlreicher deutscher Fürstenthümer, und war zu einem starken Einfluß auf die deutsche Königswahl berechtigt. Wenn es damals zu einer vollständigen Losagung von seiner Herrschaft kam, so war damit der bedeutendste Schritt zur nationalen Einheit und zur politischen Unabhängigkeit Deutschlands gethan.

In diesem Augenblicke aber erlangte der junge König Karl von Spanien und Neapel, Niederland und Amerika, die deutsche Krone. Er war deutsches Namens, aber spanisches Sinnes. Nach seinen religiösen Auffassungen, sowie nach dem Umfang seiner Besitzungen, in welchen die Sonne nicht unterging, gerieth er noch einmal in die Bahnen der mittelalterlichen Kirchenpolitik, trat demnach in enge Beziehung mit dem päpstlichen Stuhle und wurde der zäheste und entschlossenste Gegner der deutschen Reformation. Nun war er allerdings nicht im Stande, seinen Willen im ganzen Umfange durchzusetzen, da sein weltumfassender Ehrgeiz

den Widerstand aller Welt, zuweilen sogar die Abneigung der Curie, endlich auch ein Gegenstreben in der eignen Familie herauf beschwor. Er vermochte nicht, die deutschen Protestanten zu vernichten; so viel aber gelang ihm, daß sich im Reiche wieder eine starke katholische Partei um ihn sammelte, und demnach eine bittere religiöse Spaltung die Nation zerriß. Die protestantischen Fürsten konnte man nicht mehr in die alte Kirche zurückzwingen, aber ebensowenig ließen sich die katholischen Reichsstände bestimmen, ihren Unterthanen den Übertritt in die neue zu gestatten. Der Augsburger Reichstag von 1555 gab also jedem weltlichen Reichsstand das Recht, sein Bekenntniß für sich und seine Unterthanen zu wählen, und so kam das Ergebniß des für die nationale Einheit hoffnungsreich begonnenen Streits ganz ausschließlich den particularen Gewalten zu Gute. Dabei waren zu Augsburg über die geistlichen Fürsten und deren Unterthanen so zweideutige Bestimmungen von bestrittener Rechtskraft getroffen worden, daß der Haber zwischen den beiden Religionsparteien ununterbrochen fortbauerte, und endlich zu der Explosion von 1618 führte, welche weiter zündend über Deutschland den Jammer des dreißigjährigen Kriegs verhängte. Hier gingen dann die letzten Regungen des Nationalbewußtseins, Anfangs im Glaubenshaß, weiterhin in Nothwehr und Verwilderung zu Grunde. Gegen ihre Landsleute führte die eine Partei Italiener, Spanier und Polen, die andere Dänen, Schweden und Franzosen in das Feld; zuletzt fochten deutsche Söldner und Reisläufer in allen Schaaren beider Parteien. Anfangs flogen die Hoffnungen des Kaisers und des Papstes auf herrschende Allmacht in ganz Deutschland hoch. Dann aber wandte sich das Glück; das Ende war die gründliche Niederlage des Kaisers, die Anerkennung der drei streitenden Kirchen, die verstärkten Souveränitätsrechte der deutschen Fürsten. Die Kosten des abscheulichen Kriegs trug Gesamtdeutschland in einer entsetzlichen Verwüstung des Landes und einer elenden Verkommenheit des Volkes, sowie in schweren Landabtretungen an Schweden und Frankreich.

Die Reichsgewalt und die nationale Gefinnung waren auf Null heruntergesunken. Der Particularismus hatte von dem deutschen Boden und dem deutschen Geiste vollständig Besitz ergriffen.

II.

Es liegt am Tage, daß bei solchen Verhältnissen, wie sie der westfälische Friede für Deutschland gestaltet hatte, die Neubildung einer wirksamen Reichsverfassung von den nominellen Centralbehörden, dem Kaiser und dem Reichstage, nicht mehr erwartet werden konnte.

Der Particularismus hatte das Reich zerrissen. Nur die Fortentwicklung der particularen Gewalten selbst konnte die Heilung herbeiführen.

Wenn ein Particularstaat nach hergebrachter eigennütziger Politik seine Besitzungen so weit zu vermehren, seine Macht so weit auszudehnen vermöchte, daß sie die aller Übrigen überschattete und zur Anerkennung seiner Obergewalt nöthigte: dann fiel für ihn particulare Selbstsucht und nationaler Gemeinsinn wieder zusammen, dann würde er von selbst der Vertreter der nationalen Gesamtinteressen werden.

So hatten einst die Könige von Wessex durch Unterwerfung der übrigen angelsächsischen Staaten die englische Krone zusammengeschmiedet. So hatten die capetingischen Fürsten von Francien allmählich die sämtlichen westfränkischen Herzoge und Grafen zur Anerkennung ihrer königlichen Oberhoheit gezwungen, und damit die französische Nation geschaffen.

Für die ganze folgende Entwicklung der deutschen Angelegenheiten ist nun der Umstand entscheidend geworden, daß zur Lösung einer solchen Aufgabe nicht eine einzige Dynastie sich erhob, sondern daß neben einander zwei Staaten, beide in dem alten Colonistenland des Ostens gegründet, Oesterreich und Preußen, rivalisirend zu einer Machtstellung heranwuchsen, welche ihnen den Anspruch auf die Führung der gesamten Nation ermöglichte.

Zuerst erhob sich in den nächsten hundert Jahren nach dem westfälischen Frieden Oesterreich.

Zu den alten Erbländern Habsburgs, die von jeher Theile auch des deutschen Reiches gewesen, traten in Folge der großen Siege des Prinzen Eugen ganz Ungarn mit seinen Nebenlanden, Belgien und die Lombardei hinzu; später folgte die Erwerbung Toscanas und Modenas als Secundogenituren des Kaiserhauses, endlich Galizien als Beutestück aus der ersten polnischen Theilung. Es war eine Ländermasse, welche Oesterreich in die erste Linie der europäischen Großmächte emporhob, und selbst den vereinten Kräften der übrigen deutschen Reichsstände weit überlegen erscheinen ließ. Demnach hatte man in Wien das Bewußtsein, daß man in der Lage sei, alle Ansprüche des alten römischen Kaiserthums deutscher Nation zu erneuern; da der Titel dieser höchsten Würde aller Christenheit seit drei Jahrhunderten in Habsburgs beinahe erblichem Besitze war, so erschien jede Auflehnung gegen dieselbe den Staatsmännern der Hofburg als strafbare Rechtswidrigkeit. Zwar konnte man nicht mehr wie in den Tagen Kaiser Karl's V. verkünden, daß alles Erdreich Oesterreich unterthan sei, aber wenigstens der Kern des alten Imperium, Deutschland und Italien, sollten die kaiserliche Oberhoheit auch ferner anerkennen. Demnach hielt man aus der Erbschaft des alten Reiches die erste Grundlage desselben, die Verschmelzung mit der römischen Kirche, unerbittlich fest. Seit dem ersten Tage der Reformation hatte Habsburg an der Ausrottung des Protestantismus gearbeitet, und noch die humane Maria Theresia war überzeugt, ein Protestant sei gefährlicher als ein Jude, und eine gedeihliche Staatsordnung nur auf dem Boden der allerheiligsten römischen Kirche möglich. Hienach erfreute sich der katholische Klerus in Oesterreich der höchsten Ehren, eines colossalen Reichthums und einer bevorzugten Stellung in den ständischen Versammlungen; er beherrschte den Unterricht und handhabte eine strenge Büchercensur. Dafür ließ er es sich gerne gefallen, daß der Staat sich durch tiefgreifende Hoheits- und Aufsichtsrechte des steten Beistandes der Kirche auch für seine politischen Zwecke versicherte, und das feste Zusammenhalten beider Mächte die Unterwürfigkeit des Volkes verbürgte. Dieses Verhältniß wirkte dann auch kräftig auf die Beziehungen des Kaisers zu dem deutschen Reiche zurück. Die hohe Prälatur der deutschen Bisthümer und Stifter war stets

bereit, bei der Wahl und Politik ihrer Landesherren den Wünschen des so trefflich gefinnten Hofes Gehör zu geben. Eine ansehnliche Zahl katholischer Reichsstädte folgte mit Eifer diesem Beispiele. In gleicher Weise lockte die glänzende Stellung, welche auch der weltliche Adel in Österreich einnahm, fortbauend deutsche Grafen und Reichsritter in den kaiserlichen Dienst, und knüpfte dadurch zahlreiche erlauchte Geschlechter an das kaiserliche Interesse. Auf andere Stellen wirkte die dem Kaiser noch verbliebene Jurisdiction, sowie der Rest seiner Reservat- und Vehnrechte ein. Genug, es bestand eine durch alle Theile Deutschlands verzweigte österreichische Clientel. Obgleich man nicht sagen kann, daß sie die kräftigsten und zukunftreichsten Elemente des Reiches in sich schloß, hielt sie doch mit Eifer und Erfolg das Ansehen des kaiserlichen Namens in Deutschland aufrecht.

Indessen hatte das Bild auch seine Rehrseite. Dem weiten Umfang seiner Gebiete und dem Stolge seiner Anschauungen entsprach die innere Stärke Österreichs mit Nichten. Die Monarchie war ein loses Aggregat einer langen Reihe von Einzelstaaten, in deren jedem die landesherrliche Gewalt durch starke ständische Rechte beschränkt war. Erst Maria Theresia führte in der deutsch-böhmischen Gruppe derselben eine landesherrliche Verwaltung ein, welche den bis dahin fast allmächtigen Adel dem souveränen Willen der Krone unterwarf und zugleich die Bauern von der Last der grundherrlichen Hörigkeit befreite. Es war ein sehr bedeutender Fortschritt, dessen Wirkungen jedoch nicht zu vollständiger Entwicklung gelangten, da die leitenden Stellen der neuen Verwaltung nach höfischem Brauche stets Mitgliedern desselben Adels zufielen, dessen Einfluß sie beschränken sollten; und andererseits die Centralregierung während der Mitregentschaft Kaiser Joseph's II. durch dessen Zwistigkeiten mit der Mutter ihre sichere Haltung und feste Einheit verlor. Vollends in Belgien, sowie in Ungarn und dessen Nebenlanden blieb die alte feudale Landesverfassung aufrecht und wies die Reformversuche Joseph's II. siegreich zurück. In der größern Hälfte des Reiches hatte also die Regierung sich bei jedem wesentlichen Schritte ihrer Politik, in Gesetzgebung oder Verwaltung, bei Forderungen von Geld oder von Recruten, mit mehrfachen, oft in verschiedener Richtung wirkenden Kräften auseinander zu setzen.

Ungünstig für Österreichs Beziehungen zu Deutschland war jedoch das Verhältniß der Nationalitäten. Schon in den alten Erblanden war, wie wir sahen, die deutsche Ansiedlung im Mittelalter lange nicht so vollständig, wie im deutschen Nordosten gewesen; in runder Schätzung kamen dort im vorigen Jahrhundert auf vier Deutsche drei Nichtdeutsche. Dann aber in den seit 1699 gemachten Erwerbungen überwogen Slaven und Rumänen, Italiener und Magyaren das deutsche Element so sehr, daß sie drei Viertel der Gesamtbevölkerung der Monarchie bildeten. Dadurch wurde zwar der Vortheil, welchen Deutschland aus der Verbindung mit der Heeresmacht des Kaiserstaats im Kriege ziehen konnte, wenig beeinträchtigt, um so mehr aber das Erwachen einer innern Gemeinschaft der materiellen und geistigen Interessen erschwert. Die ausschließlich katholische Politik des Wiener Hofes konnte diese Entfremdung nur steigern. So dienstwillig die geistlichen Fürsten zu Österreich hielten, so argwöhnisch zogen sich die protestantischen Stände im Interesse ihrer Kirche zurück. Und mit gleichem Mißtrauen schlossen umgekehrt die österreichischen Behörden ihre Grenzen gegen jedes Erzeugniß des deutschen Geistes ab, welches der kirchlichen Censur verdächtig erscheinen konnte. Die Folge war, daß von der mächtigen Bewegung der Geister, welche in Deutschland die Entfaltung unserer classischen Litteratur hervorrief, nur einzelne spärliche Ausläufer wirkungslos nach Österreich gelangten. Mehr und mehr schieden sich die Wege der Bevölkerung in den beiden Ländergruppen.

Was die auswärtigen Beziehungen betraf, so war allerdings Österreich durch seine schwäbischen und belgischen Provinzen vor hundert Jahren stärker als heute mit den deutschen Verhältnissen verflochten. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die Aufmerksamkeit der Beherrscher von Ungarn, der Lombardei und Toscanas in erster Linie sich nach Süden und Osten, auf Italien und die Türkei richtete, während die dort erwachsenden Fragen in Deutschland nur eine untergeordnete Theilnahme erwecken konnten. Diese Verschiedenheit der Aufgaben hatte Deutschland mehrmals schmerzlich zu empfinden. So oft die kaiserlichen Heere zur Vertheidigung Schwabens und Belgiens, und damit auch zur Deckung der deutschen Westgrenze auszogen, so oft machte sich doch in den Ergebnissen des Kampfes Österreichs Vorliebe für Italien auf Kosten Deutschlands geltend. Im

Streben nach italienischen Besitzungen verzichtete der Wiener Hof auf Straßburg. Durch die Abtretung Lothringens bezahlte er die Erwerbung Toscanas. Um Venetien zu gewinnen, gab er Belgien und das linke Rheinufer Preis. Man sieht, daß Deutschland Grund genug zu dem Wunsche hatte, neben Osterreich noch andere Kräfte zum Schutze des deutschen Nordens und Westens entstehen und wirken zu sehen.

Diese Aufgabe fiel Preußen zu.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, fand bei dem Schlusse des westfälischen Friedens seine Länder in traurigem Zustande vor. Zersplittert in allen Theilen Niederdeutschlands gelegen, Ostpreußen unter polnischer Oberhoheit, alle unter der fast selbständigen Verwaltung adlicher Stände, jede der Provinzen verarmt im Innern und wehrlos nach außen, dieß war das Bild der Lage, das sich seinem unbestechlichen Auge und seinem thatkräftigen Willen darbot. Es gelang ihm zuerst, die polnische Hoheit abzuschütteln; darauf kehrte er die neu gewonnene Souveränität gegen die Privilegien der Stände, und erzwang sich freie Verfügung über die Militär- und Steuerkräfte der Provinz. So ging es weiter in Brandenburg, so auch in Cleve und der Grafschaft Mark. Das erste und letzte Augenmerk war die Bildung eines stets schlagfertigen Heers; seit Jahrhunderten hatte keine höhere Gewalt für die Sicherheit Norddeutschlands gesorgt, und er hatte gelernt, daß man vor allem das Leben schützen müsse, und dann erst nachdenken möge, wie man besser leben könne. So brachte er es dahin, die seit Gustav Adolf zur Großmacht herangewachsenen Schweden aus Brandenburg und Preußen hinauszuerwerfen, und selbst dem damaligen Lenker Europas, Ludwig XIV., den bewaffneten Arm und eine trotzig Stirn entgegen zu halten. Sein Sohn Friedrich errang sich auf Grund dieser Verdienste die Königskrone in Preußen, und dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., wurde darauf der Gründer des ersten modernen Staats in Deutschland. Er war eine Natur, in welcher Abstoßendes und Symponirendes, Rohes und Ehrwürdiges dicht neben einander lagen. Nach seinem persönlichen Auftreten ein derber und ungebildeter Bauer, ein Tyrann in seinem Hause, ein Despot in seinem Staate, jähzornig bis zur Verrücktheit: seine Herrschaft wäre zum Fluch des Landes geworden, hätte er nicht seine unbegrenzte Gewalt mit einem seltenen Talente für die Verwaltung, mit einer

raftlosen Arbeitskraft und einer unverbrüchlichen Pflichttreue vom ersten bis zum letzten Tage dem Dienste des Gemeinwohls gewidmet. Hier wurden denn der Sonderstellung der Provinzen und dem Überwuchern der ständischen Rechte wirksame Schranken gesetzt. Der König vernichtete die ständischen Corporationen nicht, aber er stellte sie unter die durchgreifende Aufsicht einer straff centralisirten Verwaltung, und nöthigte ihre Mitglieder, ihm bei seinem Wirken für das Gedeihen und die Macht Preußens jedes erforderliche Opfer zu bringen. Nun ist man erstaunt, zu sehen, mit wie praktischem Blick er im Kleinsten und Größten das Richtige erkennt, wie er eine den Bedürfnissen auf allen Stufen entsprechende Beamtenerschaft heranbildet, wie er sie durch strenge Aufsicht, durch ermunternde Lehre und brutale Strafen zu Thätigkeit, Einsicht und Rechtlichkeit erzieht, wie er Ordnung und Sparsamkeit in dem Staatshaushalt erzwingt, wie er die Bewirthschaftung seiner Domänen zum fruchtbaren Vorbild für alle Landwirthe erhebt, und des Wunsches voll, die Bauern zu freien Eigenthümern zu machen, zwar eine so radicale Maaßregel noch nicht wagt, aber doch unablässig für den Schutz der armen Leute gegen adliche Willkür und herrschaftliche Bedrückung sorgt. In kirchlichen Dingen hält er streng auf Religion und Christenthum, aber er weist jede confessionelle Rechthaberei weit von sich hinweg. Seit lange war dort die fürstliche Familie reformirt, und die weit überwiegende Menge der Bevölkerung lutherisch: ganz von selbst ergab sich daraus für den König die Auffassung, die Einheit des Staats als die höhere Friedensinstanz über die streitenden Bekenntnisse zu stellen und kraft seiner oberbischöflichen Gewalt dem Hader der Theologen Einhalt zu gebieten. Die Zahl seiner katholischen Unterthanen war nicht groß, aber auch sie empfanden in Geldern und Lingen die wohlthätigen Folgen dieses Standpunkts. Als ein protestantischer Eiferer ihn fragte, warum er so gefährliche Subjecte wie katholische Feldprediger bei den Regimentern anstellte, gab er die einfältige aber inhaltsschwere Antwort: weil da katholische Soldaten sind. Also es gab da kein Lebensgebiet, dem er nicht Antrieb und Hülfsmittel zuführte; es gab freilich auch keines, das er nicht unter seinen Willen beugte, und dessen Ergebnisse er nicht dem letzten Ziele, der Selbständigkeit und Erhöhung des Staats, dienstbar machte. So erschuf er, der Beherrscher von höchstens drei Millionen Menschen, ohne Erschöpfung des Landes, ein stehendes Heer von

80000 Mann, eine Truppe von außerlesener Gediegenheit und Schlagfertigkeit, bei der er jeden kleinen Fehler mit barbarischen Strafen ahndete, sonst aber wieder bis in das Einzelne für das Wohl jedes Soldaten sorgte nach seinem Spruche, daß des Königs Kriegsmann ein besseres Leben haben müsse, als des Gutsherrn Dienstmann. Was ihm, beinahe hundert Jahre vor Scharnhorst, im Sinne lag, war die allgemeine Wehrpflicht, es erging ihm aber damit, wie mit der Freiheit der Bauern: so stark er war, so konnte er seine Welt doch nicht auf den Kopf stellen; er begnügte sich, seine besten Gedanken einer günstigeren Zukunft zu hinterlassen. Die ständische Grundlage des Staats blieb bei allen monarchischen Reformen bestehen.

So trat neben das weite föderative Reich der Habsburger der kleine festgeschlossene preußische Staat, durch die Concentration seiner Kräfte dem fünfmal größern Rivalen gewachsen. Der geniale Sohn seines Schöpfers, Friedrich der Große, entriß mit jedem Angriff dem Wiener Hof das herrliche Schlesien und verteidigte dann in einem beispiellosen siebenjährigen Kampfe diesen Besitz gegen eine zehnfach zahlreichere, aber schlecht organisirte Übermacht. Damit war Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte eingeführt; es war für Oesterreich vorbei mit dem Alleinbesitz des herrschenden Einflusses im deutschen Reich, wo es fortan auf Schritt und Tritt mit dem Wirken des gefürchteten und gehaßten Nebenbuhlers sich abzufinden hatte. Wir bemerken hiebei, daß dieser Streit keineswegs im nationalen Sinne oder um eine bessere Verfassung des deutschen Volkes geführt wurde. Auf beiden Seiten handelte es sich lediglich, hier um österreichische, dort um preußische Zwecke. Man hat wohl geglaubt, Friedrich habe 1756, bereits von Oesterreich bedroht, nur deshalb mit Frankreich gebrochen und damit die furchtbaren Gefahren des siebenjährigen Kriegs auf sich genommen, um im Verein mit England den Boden des deutschen Vaterlandes vor einer französischen Invasion zu bewahren. Wir wissen aber jetzt urkundlich, daß dies ein Irrthum ist, daß Friedrich das französische Bündniß (und damit das Einrücken französischer Truppen in Hannover) der englischen Verbindung vorgezogen hätte, wenn jenes noch für ihn zu haben gewesen wäre. Um so schlagender tritt beim Ausgange des Kriegs die Thatsache hervor, wie sehr die Interessen Deutschlands mit den preußischen zusammenfielen, während sie dem Wiener Hofe abseits lagen.

Wäre Oesterreich der Sieg geblieben, so hätte es Ostpreußen den Russen, und Belgien dem französischen Protectorate überliefert, und bei der Wiedergewinnung Schlesiens dadurch keine Schmälerung seiner europäischen Machtstellung erlitten.

Welch eine Bedrohung Deutschlands aber in jenen Abtretungen gelegen hätte, bedarf keiner Erörterung; die Niederlage Preußens wäre zugleich ein Stoß in das Herz der deutschen Selbstständigkeit gewesen. Friedrich's glorreicher Widerstand wandte diese Verluste von Deutschland ab, ohne daß er einen andern Gedanken als den an die Unabhängigkeit und Größe Preußens gehabt hätte. Nicht anders stand es gegen das Ende seiner Regierung, als er gegenüber den drohenden Übergriffen Kaiser Joseph's II. die Mehrzahl der größern deutschen Fürsten in einem festen Bundesvertrage um sich sammelte. Nicht eine nationale Umformung, sondern ausgesprochener Maassen die Erhaltung der elenden Reichsverfassung war dabei sein Zweck. Denn jede Stärkung derselben wäre zugleich eine Stärkung des Kaiserthums und damit ein Hinderniß für Preußens freie Bewegung und die Bildung einer zuverlässigen preußischen Partei gegenüber der österreichischen Clientel gewesen.

Sein unsterbliches Verdienst um Deutschland bestand darin, daß seine mächtige Persönlichkeit den patriotischen Stolz in vielen tausend Herzen anregte, daß er den so lange schutzlosen deutschen Norden mit Wehr und Waffen versah, daß seine durchaus im Sinne des Vaters fortgeführte Verwaltung Muster und Antrieb für eine große Anzahl deutscher Landesherren wurde, und sie anstatt der frühern an so vielen Fürstenhöfen herrschenden Sittenlosigkeit mit redlichem Pflichteifer für das Wohl der ihnen anvertrauten Bevölkerung erfüllte. So wurde die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für das außerösterreichische Deutschland eine Zeit des kräftigen Emporstrebens und fröhlichen Vorkommens. Zum zweiten Male in unserer Geschichte entstand eine große Litteratur, welche in Poesie und Wissenschaft für die Bildung unseres Volkes und dessen Stellung in Europa ein neues Zeitalter eröffnete. Nach langer Nichtigkeit und Erbärmlichkeit fand sich Deutschland wieder in der Lage, mit berechtigtem Selbstgefühl den übrigen Culturvölkern an die Seite zu treten. Welche andere Nation hatte einen Friedrich aufzuweisen? welche andere übertraf in dichterischen und philosophischen Leistungen unsere Koryphäen? Hier im Anblick von Klopstock's, Lessing's

und Goethe's Schöpfungen, erinnerte sich das politisch zerrissene Volk an den unverwundlichen Kern seiner geistigen Einheit und Zusammengehörigkeit. Holstetner und Schwaben, Franken und Sachsen fühlten sich geeinigt in den gleichen Geisteskämpfen, in dem gleichen Sturm und Drang, in der Verwerfung alles Gemachten und Conventionellen, in dem leidenschaftlichen Emporstreben zur echten Natur, der Quelle aller Wahrheit und Schönheit. Mochte König Friedrich nach seinem classisch gebildeten Geschmack noch so unwillig die Werke der neuen deutschen Zeit als Platteiten und Albernheiten bezeichnen: hier ließ ihn sein Volk im Stich. In dessen Kreisen entfaltete Lessing seine Kraft; die preussische Jugend erfüllte die Hörsäle Kant's und Fr. August Wolf's, und das Berliner Publicum drängte sich zu den Auführungen, damals des Götz, wie etwas später der Schiller'schen Dramen, mit dankbarem Entzücken. Auf diesem Gebiete gab es zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland keine Schranke mehr.

Aber aus diesem schönen Gefühle geistiger Gemeinschaft wuchs kein Gedanke an ihre politische Verkörperung hervor.

Gewiß, es fehlte nicht an bitterer Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatseinrichtungen, die Ohnmacht Deutschlands in Europa, die Nichtigkeit des Kaiserthums, das erbärmliche Treiben des Regensburger Reichstags, die harte Willkür mancher Fürsten, der dumme Hochmuth vieler Edelleute, das Alles wurde schmerzlich empfunden, und in politischen Schriften, Oden und Dramen energisch an den Pranger gestellt. Je mehr man sich des innern Werthes der deutschen Nation bewußt geworden, desto unerträglicher schien der Widerspruch zwischen den hienach zu fordernden Zuständen mit der vorhandenen Wirklichkeit. Aber so schneidig die Kritik der Aufklärung sich gegen die letztere erhob, so wenig positiven Gehalt wußte sie zu liefern. Wie gewisse Seiten unseres poetischen Aufschwunges wurde auch sie durch französischen Einfluß bestimmt. Gegen die Mißbräuche des bestehenden Staats fand sie das Heilmittel nur in der unbedingten Befreiung der einzelnen Menschen, welche dann nach selbständigem Ermessen und verständigem Erwägen sich neue, der reinen Vernunft entsprechende Einrichtungen geben würden. Bei diesem unbeschränkten Individualismus war auf dem politischen Gebiete für die Bedeutung der Nationalität kein Raum. Im Gegentheil, große Geister waren der Meinung, daß es ein Beweis engherziger